Predigt am 3. Sonntag nach Trinitatis, 12. Juni 2016

in der Peterskirche, Heidelberg

Prof. Dr. Friederike Nüssel

Gnade sei mit euch, und Friede, von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

Liebe Gemeinde,

„Alles gut, alles gut“ sagt die ältere Dame in der S-Bahn zu mir, als ich sie im Gedränge beim Aussteigen anstoße und mich dafür bei ihr sogleich entschuldige. Ich weiß, ich hätte trotz des Gedränges mehr tun können, um das zu vermeiden. Aber sie sagt „alles gut“ – und gibt mir damit das Signal, dass es für sie nicht schlimm war. Ich kann weitergehen, kann diesen kurzen Moment vergessen, der auch anders hätte ausgehen können. Kein bitterböser Blick, kein böses Wort, kein Vorwurf, den ich mit mir eine Weile herumtragen müsste. Es ist ein gutes Zeichen, dass man die beiden Wörtchen „alles gut“ im Alltag so oft hören kann. Mir kommt es so vor, als habe diese kleine Wendung des Verzeihens in den letzten Jahren in unserer Alltagssprache sogar einen Spitzenplatz erobert gegenüber den anderen Wendungen, mit denen wir Verzeihen signalisieren wie vor allem „ist nicht schlimm“, „macht nichts“ oder „kein Problem“. „Alles gut“ sagt mir: „mach Dir wirklich keine weiteren Gedanken“. Und es setzt ein positives Vorzeichen für den Fortgang. Wie wenig können wir doch auf diese kleinen, kurzen Wendungen verzichten. Wie sehr helfen sie, den Alltag gut gestimmt zu meistern. Man hat im Restaurant ein Glas umgekippt. Der Ober kommt, hilft mit ein paar kurzen Handgriffen, sagt „alles gut“ – die Tischdecke ist vielleicht noch nass, aber das Gespräch kann weiter gehen. Missgeschicke, kleine Patzer, ungeschickte Worte passieren laufend, und erst wenn jemand plötzlich aus einer Mücke einen Elefanten macht – um mit einem vielsagenden Idiom zu sprechen - , erst dann wird deutlich, wie wertvoll diese alltägliche Vergebungsbereitschaft im Kleinen ist, wie wichtig es ist, wenn kurz gesagt wird „alles gut“.

Es gibt aber auch Situationen, in denen kommt das „alles gut“ zu schnell und schneidet eine Erklärung ab, die man gerne geben möchte. Für manches Fehlverhalten möchte man sich erklären. Wenn der andere das nicht hören will, keinen Raum gibt dafür, dann hilft „alles gut“ nicht wirklich. Denn ich möchte doch sicher sein, dass der andere mich versteht, dass er die Gründe kennt, warum ich nicht pünktlich kommen konnte oder in letzter Minute einen Termin absagen musste, warum ich mich so lange nicht bei ihm oder ihr gemeldet habe, warum ich für eine Sache nicht eintreten konnte, die ihm oder ihr wichtig war. Ich möchte mich dafür rechtfertigen und sichergehen, dass nichts Ungeklärtes zwischen uns steht. Wenn der andere das nicht hören will, muss ich das akzeptieren. Ich kann ihm meine Rechtfertigung nicht aufzwingen. Ich kann dann nur hoffen, dass mein Verhalten wirklich keine Spuren hinterlässt.

Dann aber gibt es auch Situationen, in denen können wir auf Erklärungen und Rechtfertigung nicht verzichten. Wo Verhalten offen kritisiert oder angeklagt wird, wo man jemanden verletzt hat, gegen Regeln verstoßen hat, etwas schuldig geblieben ist, wo Ungerechtigkeit entstanden ist oder jedenfalls wahrgenommen wird, da wird Rechtfertigung nötig und auch erwartet. In der Rechtfertigung geht es um die Wiederherstellung gerechter Verhältnisse in den unterschiedlichsten Bereichen unseres Lebens. Dazu gehört ganz wesentlich eine gerechte Betrachtungsweise der Person. Dabei ist aber oft auch strittig, ob und wofür man sich rechtfertigen muss. Oft stellen wir fest: „ich sehe gar nicht ein, dass ich mich dafür rechtfertigen soll“. Oder wir schließen die Möglichkeit der Rechtfertigung von vorneherein aus, wenn wir sagen: „das ist überhaupt nicht zu rechtfertigen, was du da machst“. Beide Aussagen markieren gewissermaßen die Ränder des breiten Feldes, in dem Rechtfertigung unverzichtbar ist und erfolgen muss. Situationen, in denen wir uns oder auch andere rechtfertigen und dafür sorgen wollen oder müssen, dass uns oder anderen Gerechtigkeit wiederfährt, dass wir oder andere gerecht beurteilt werden, dass Gerechtigkeit hergestellt wird, dass wir gerecht sind vor anderen und vor uns. Sich zu rechtfertigen, ist ein elementares Bedürfnis des Menschen. In ihm meldet sich, wie angewiesen wir sind auf gerechte Verhältnisse und eine gerechte Betrachtung unserer Person, um in Gemeinschaft leben zu können.

Für den Mönch und jungen Professor Martin Luther wurde das Thema der Rechtfertigung zu einer sein ganzes Leben ergreifenden und bestimmenden Frage. Martin Luther wollte gerecht sein – allerdings nicht vor den Menschen, sondern vor Gott. Vor dem Gott, den er als höchste Instanz in Sachen Gerechtigkeit und als gerechten Richter begriff und der allein Macht hat über Leben und Tod, über Fortbestand oder Vergehen menschlichen Lebens. Nur wer vor Gott als gerecht angesehen wird, ist sicher – nicht nur vor dem Vergehen, sondern vor dem denkbar tiefsten Abgrund, der Hölle. Luther lebte in einer Zeit, in der das Bild der Hölle höchst präsent war. Die mittelalterliche und spätmittelalterliche Malerei gibt davon ein intensives Zeugnis. Die Hölle ist nicht einfach der Ort der Lebensferne, ein Ort des Nichts, nein, sie ist Ort äußerster physischer und seelischer Qualen, die man nicht nur an sich selbst erleben muss, sondern die einen in der Hölle auch überall umgeben. In der Hölle ist nur Leid und Qual, überall – Leid, gegen das man nichts, aber auch gar nichts tun kann, wenn man einmal dort ist. Aus der Hölle kann man sich nicht selbst befreien.

Von dieser Hölle sprechen die zweite und dritte Strophe des Liedes von Martin Luther, das wir vor der Predigt gesungen haben. Luther hat das Lied im Jahr 1523 geschrieben. Es ist erst sein zweites Lied, sein erstes Lied „Ein neues Lied wir heben an“ hatte er kurz zuvor im Sommer 1523 geschrieben aus konkretem Anlass. Er brachte darin seine persönliche Erschütterung über die Hinrichtung zweier evangelisch gewordener Augustinermönche in Antwerpen zum Ausdruck. Dieses Lied gehört zu den sogenannten Zeitliedern, in denen Ereignisse der Zeit kommuniziert und kommentiert wurden. An diese literarische Gattung der Zeitlieder schließt sich auch unser Lied an, insbesondere mit der ersten Strophe, die sich an die Öffentlichkeit der Gemeinde richtet und sie zur Freude über die Wundertat Gottes aufruft. In der Literatur rangiert das Lied als Luthers „erster großer Wurf“[[1]](#footnote-1). Nicht nur der Text, auch die Melodie geht auf Luther zurück, wobei er Melodien zweier weltlicher Liebeslieder verarbeitet, was damals keineswegs unüblich war. Im ersten Wittenberger Gesangbuch von 1529 (diese Ausgabe ist verloren, erhalten ist die zweite Ausgabe von 1533) war das Lied überschrieben: „Ein fein geistlich lied / wie der sunder zur gnade kumpt. Martinus Luther“[[2]](#footnote-2). Und diese Überschrift zeigt auch gleich die Bewegung an, die die Singenden in diesem Lied mitvollziehen – die Bewegung von der Sünde zur Gnade.

Nach dem freudigen Auftakt in der ersten Strophe erzählt unser Lied in neun weiteren Strophen den Grund zur Freude: die Wundertat Gottes, mit der Gott das Leben der Menschen – unser Leben – gewendet hat. Die Strophen 2 und 3, die wir gerade gesungen haben, beschreiben die Not, die dieser Wendung vorauslag. Das geschieht gezielt in der Ich-Form, die nur hier verwendet wird. Denn in der Not, die hier beschrieben wird, ist der Mensch allein, zwangsläufig. Mein Sünd – heißt es hier – „mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboren. Ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein, die Sünd hatt’ mich besessen“. Was bedeutet das? Worin besteht diese heillose Verlorenheit, die hier besungen wird? Die Antwort gibt die dritte Strophe: „Mein guten Werk, die galten nicht, es war mit ihn verdorben; der frei Will haßte Gotts Gericht, er war zum Gutn erstorben; die Angst mich zu verzweifeln trieb, daß nichts denn Sterben bei mir blieb“. Die Besessenheit durch die Sünde, von der Luther hier spricht, ist nicht einfach eine äußere Macht, die den Menschen ergreift. Nein, sie steckt im Menschen. Des Menschen freier Wille hasst Gottes Gericht, und damit hasst er den richtenden Gott. In einem späten Rückblick auf sein Leben bekannte Luther, dass auch er selbst den Gott gehasst hatte, der Richter ist, der gute Werke belohnt und schlechte bestraft. Diesen Gott konnte er nicht lieben. Damit aber wurde das Ringen um Gerechtigkeit nur noch viel schwieriger und aussichtsloser. Dem Hass folgt Angst, denn Gott zu hassen, ist die äußerste Form der Sünde. Und so folgt der Angst Verzweiflung. In dieser Konstellation kann es kein gutes Werk mehr geben.

Im 19. Jahrhundert hat Sören Kierkegaard diesen unausweichlichen Zusammenhang von Angst und Verzweiflung als Folge des menschlichen Selbstverhältnisses interpretiert in seiner Schrift „Die Krankheit zum Tode“. Auch Luther hat schon die tiefe Selbstverstrickung des Menschen gesehen. Aber für ihn erwuchs die Verzweiflung und Ausweglosigkeit aus der Vorstellung des gerechten, richtenden und strafenden Gottes. Unter säkularen Bedingungen ist mit der zentralen Rolle des Gottesgedankens auch das Bedrohliche eines solchen Gottesbildes verschwunden. Aber wer Gott so sieht wie Luther, der wird alles tun wollen, um gerecht zu sein und der Strafe zu entgehen. Das war es, was Luther als Mönch Tag und Nacht umtrieb. Er tat alles, was das Mönchsleben verlangte. Und doch konnte er auf diese Weise die Frage nach seiner Gerechtigkeit nicht zur Ruhe bringen. Kein Werk erschien ihm ausreichend, und je mehr er zweifelte, desto weniger konnte er Gott lieben.

Uns mag diese hartnäckige Form der Selbstbefragung und der Selbstzweifel heute überspannt erscheinen. Immer wieder sind Luthers Gewissensnöte auch als neurotisch eingestuft worden – nicht zuletzt von katholischer Polemik. Wer sich so hinterfragt und in Frage stellt, ist doch viel zu sehr beschäftigt mit sich selbst, ist nicht lebenstüchtig, nicht offen für die Anforderungen des Alltags, nicht leistungsfähig. Und genau das war auch für Luther das Problem. Darin sah er die Unfreiheit, die Gefangenheit beim Teufel, die fatale Macht der Sünde. Wir verstehen Luthers Hader mit Gott vor dem Hintergrund des damaligen Gottesglaubens. Und doch stehen wir seiner Situation auch distanziert gegenüber. Seine Situation ist nicht mehr unsere Situation. Die endzeitlichen Vorstellungen, die für Luther in seiner Zeit selbstverständlich waren, sind uns abhanden gekommen. Aber ist sind wir damit auch dem Selbsthader enthoben? Der Frage nach der Gerechtigkeit unseres Tuns und Lassens? Nach der Richtigkeit unserer Entscheidungen und der Aufrichtigkeit unserer Gesinnung und Motivation? Viele Menschen heute tragen diese Frage nicht mehr mit Gott aus – soviel ist sicher. Aber das heißt nicht, dass sich uns die Frage, was wir richtig und falsch gemacht haben, was gerecht war und was ungerecht, ob wir gerecht da stehen oder nicht, weniger bewegt. Nein, sie kann erheblich quälen. Mit manchen Entscheidungen und Handlungen hadert man über Jahre, ja zuweilen auch ein Leben lang, und das kann die Hölle sein. In dem dann oftmals iterierenden Versuch der Selbstrechtfertigung stoßen wir an unsere Grenzen, nicht nur, weil wir die Situationen unseres Handelns und uns selbst gar nicht voll erfassen können, sondern auch, weil aus den Versuchen der Selbstrechtfertigung kein neuer, unbeschwerter Anfang erwächst. Wir können unser Leben nicht neu machen, wir können es nicht in eine neue Wirklichkeit überführen.

Für Luther ist klar, dass eine Umwendung aus der Sünde und Todverfallenheit nur von Gott kommen kann. „Da jammert Gott in Ewigkeit, mein Elend übermaßen, er dacht an sein Barmherzigkeit, er wollt mir helfen lassen“ – heißt es in Strophe 4. Die Umwendung und Rechtfertigung geht von Gott aus. Aber um uns das nahe zu bringen, konfrontiert Luther uns – wie ein Interpret notiert – mit einem unerhört anthropomorphen Gottesbild. Singen wir die Strophen 5-7.

In den Strophen 5-7 wird das Heilsgeschehen in menschlichen, nahezu kindlichen Zügen erzählt. Anders als in Strophe 4, in der Gottes Zuwendung noch berichtet wird, spricht in Strophe 5 Gott selbst, und zwar zu seinem Sohn. Luther hat die Dreieinigkeit auch in anderen Texten als Gespräch vorgestellt. Imperative bestimmen die Rede: fahr hin, sei Heil dem Armen, hilf ihm, erwürg den Tod, und laß ihn, den armen Menschen, in dir leben. Was Gott spricht, geschieht. Aber davon berichtet nun nicht etwa der Sohn, sondern der Mensch. Er, um dessen Erlösung es geht, der Mensch, er erzählt in einem Satz die Weihnachtsgeschichte: „Der Sohn dem Vater g’horsam ward, er kam zu mir auf Erden, von einer Jungfrau rein und zart; er sollt mein Bruder werden“. Aber das ist nicht alles, der Mensch weiß noch mehr zu sagen. Er ist dessen gewahr, dass das Wirken des Sohnes an ihm geheimnisvoll ist: „Gar heimlich führt er sein Gewalt, er ging in meiner armen G’stalt, den Teufel wollt er fangen“. Eben hörte sich das Gespräch zwischen Gott Vater und dem Sohn noch sehr menschlich, fast zu menschlich an. Doch nun signalisiert die Wendung „gar heimlich führt er sein G’walt, er ging in meiner armen G’stalt“ doch den geheimnisvollen Charakter göttlichen Handelns, mit dem wir rechnen, wenn wir mit Gott rechnen. Gottes Wirken ist menschlichem Wirken nicht vergleichbar, sondern geheimnisvoll. Das bestätigt auch Luther in der Liedstrophe. Es ist sogar äußerst geheimnisvoll – aber eben darin, dass Gott im Sohn die arme Gestalt des Menschen annimmt, um den Teufel zu fangen. Und schon steht vor uns ein menschliches Bild, wie schon das Bild vom Gespräch zwischen Vater und Sohn. Aber es ist doch gerade darin geheimnisvoll, weil es so radikal abweicht von dem Bild von Gott, das sich uns nahe legt. Das Bild von von einem Gott, der auf unsagbare Weise alles zu jeder Zeit und überall beherrscht. An eben dieses Gottesbild appellieren selbst Atheisten, um es dann allerdings zu dekonstruieren. Wenn es überhaupt noch Sinn haben soll, an Gott zu glauben, dann soll er doch bitte das in die Hand nehmen können, was wir nicht bewerkstelligen können, aber gerne könnten. Das christliche Gottesbild, das Luther in unserem Lied herausstellt, ist anders. Gott ist gerade in unserer armen Gestalt, unter unseren irdischen und menschlichen Bedingungen *wirksam* präsent. Er offenbart sich nicht in der Herrlichkeit, wie das unsere Vernunft von Gott erwartet, sondern unter den Bedingungen unseres Lebens in all seiner Begrenztheit. Warum? Weil nur so der Teufel zu fangen ist.

Von der Strophe 7 an bis zum Ende der letzten Strophe hören wir ein einziges Zitat. Der Mensch zitiert, was der Sohn ihm sagt und verheißt: „Halt dich an mich, es soll dir jetzt gelingen, ich geb mich selber ganz für dich, da will ich für dich ringen. Denn ich bin dein und du bist mein, und wo ich bleib, da sollst du sein, uns soll der Feind nicht scheiden“. Das erinnert an die Braut- und Christusmystik, die manche sicher aus Luthers Traktat von der Freiheit eines Christenmenschen kennen. Mit dieser Rede zum Menschen zieht der Sohn den Menschen aus seiner verlorenen Wirklichkeit hinaus und hinein in seine Lebenswirklichkeit, die Lebenswirklichkeit, die den Tod überwunden hat und in der nur noch Leben ist. Jesus hat die Verfolgung und Verspottung und schließlich den schmachvollen Tod am Kreuz ertragen. Er hat keinen Widerstand geleistet. Er hat die Konsequenzen seiner Verkündigung auf sich genommen. Und er hat sich nicht gerechtfertigt für sein Verhalten, für seine Botschaft vom Reich Gottes. Um das Ansehen seiner Person hat er sich nicht gekümmert. Er hat Gott walten lassen. Und Gott hat ihn gerechtfertigt. Er hat ihn auferweckt und ihn den Menschen zum Freund, zum Bundesgenossen, zum Geschwister werden lassen. Vor ihm brauchen wir uns nicht zu rechtfertigen. Er ist mit uns in seinem Geist. In seiner Lebenswirklichkeit sind wir aufgehoben. In ihm können wir anerkennen und annehmen, dass wir uns zwar für viele kleine und große Fehltritte und Vergehen vor Menschen rechtfertigen und verantworten wollen und auch sollen, aber nicht für uns selbst, nicht für unser Leben im ganzen, für die Person, die wir sind. Dafür ist Gott zuständig, nicht wir. Wenn er sagt „alles gut“, dann ist wirklich alles gut. Sein „alles gut“ bedeutet neues Leben. Und genau das hat Gott gesagt in Jesus Christus. Das dürfen wir uns gesagt sein lassen, und das sollen wir als Christeng’mein weitersagen, damit das Reich Gottes gemehrt werde, wie es in der letzten Strophe heißt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

1. Ibd., 116. [↑](#footnote-ref-1)
2. Siehe Hansjakob Becker et al. (Hg.), Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder, München 2001, 111-123, hier: 113f. [↑](#footnote-ref-2)